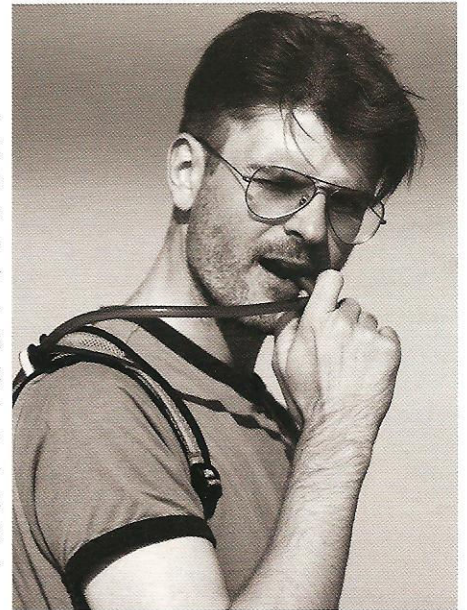


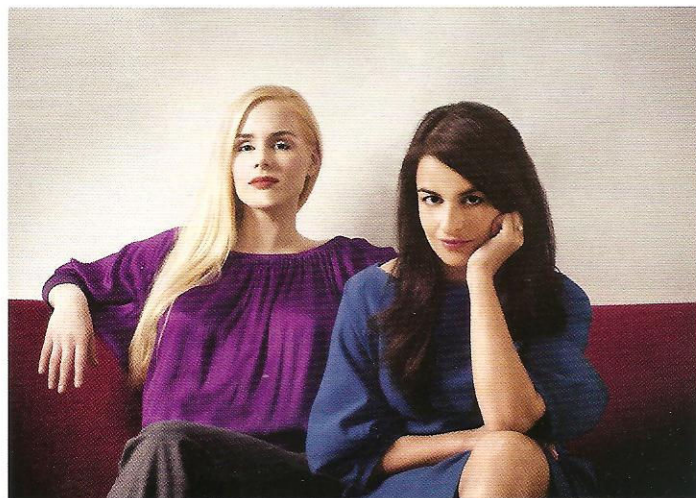
BRUCE WEBER, Fotograf, erhob die Präsentation seiner Bilder zur eigenen Kunstform. In dieser VOGUE zeigt der Schöpfer legendärer Fashionstreifen, Porträtstudien und Musikvideos eine Galerie von Showstars (*Broadway Babies*, S. 116), die im Wortsinn seine Handschrift trägt: Integriert in die optische Gestaltung sind eigenhändig geschriebene „Weber-Voice“ genannte Kommentare. Kommentarlos hingegen sandte er das Foto links. Aber man sieht ja auch so, dass Polar Bear und True seine großen Lieblinge sind.



DAVID VASILJEVIC, Fotograf, wird seinem Ruf als Perfektionist auch mit Worten gerecht: „Create like a God, command like a king, work like a slave“, lautet sein Lebens- und Arbeitsmotto. Bei Vasiljevic's Arbeit für diese VOGUE mussten Gott und Sklave vor ihren Einsätzen erst dem König den Vortritt lassen: Um die Wirkung goldener und silberner Akzente in puren Looks möglichst blendend zu inszenieren, ließ er sein Fotostudio in einen kahlen, in hartes Licht getauchten Hinterhof verwandeln, wie man ihn etwa in Mexiko finden kann. Das brillante Ergebnis: *Übersinnlich*, S. 144.



JULIANE EIRICH, Fotografin, wurde VOGUE schlaflos in Seoul. Während der überlängten Eröffnung des „Prada Pavillon“ von Rem Koolhaas war sie im Dunkeln eifrig am Werk, das gesamte Bauwerk abzulichten (*Happy Hour*, S. 152). Denn mächtiger als Party war ihre künstlerische Leidenschaft: die Nachtografie. Was sie daran schätzt? „Die ständige Arbeitsweise, schon bedingt durch die lange Belichten – für mich ein Gesamtwerk zur Atemlosigkeit unserer Zeit.“ Wie richtig Eirich damit liegt, zeigt die Schönheit des „Transformers“: Im nächsten wird er wieder abgebaut.



ARIANE SOMMER und **ESMA A. DIL**,

Autorinnen (v. l.), könnten mit ihren global-glamourösen Abenteuern Bände füllen. Schön, dass schon mal einer erscheint: *Foreign Affairs* im Verlag Weissbooks, 14,90 Euro. Noch schöner: Einen Vorabdruck der besten Storys lesen Sie in dieser Ausgabe von VOGUE (*Solo für Chor*, S. 62).

SOLO FÜR CHOR

ARIANE SOMMER UND VOGUE-AUTORIN ESMA ANNEMON DIL BERICHTEN IN 34 MINIATUREN ÜBER DIE UNTIEFEN MODERNEN LEBENS. HIER ZWEI IHRER ERZÄHLUNGEN

Foreign Affairs, der Titel des 160 Seiten starken Bandes mit Kurzgeschichten von Esma Annemon Dil und Ariane Sommer (Verlag Weissbooks, 14,90 €) fasst in aller Kürze zusammen, worum es geht: Die Solostimmen der Protagonistinnen bilden einen Chor, der vom Leben global-urbaner junger Frauen erzählt, von diesen neuen Biografien, die sich wie in einem Orbit rund um die Welt abspielen, mal in Asien, mal in Arabien, mal in den USA oder Europa Station machen. Viel vom Reiz dieser Daseinsform steckt in den Storys, ebenso viel aber von ihren harten Ritualen und Bedingungen. Mal todtraurig oder kühl, dann wieder sexy und voller Witz berichten Sommer und Dil über die Existenz zwischen Rausch und Einsamkeit, gestern und morgen, coolem Bluff und gut verborgener Empfindsamkeit. Zwei ihrer modernen Heldinnen kommen hier zu Wort.

SHANGHAIED

Shanghai

„Wir hätten das nie anfangen dürfen.“

„Was, Sex?“

„Das auch. Aber ich meine: Reden.“ Jun Jie beugte sich über mich und schob mir den Zeigefinger in den Mund. Aber irgendwie konnten wir damit nicht aufhören. Der Gesprächsfluss verebbte nie. Es ging nicht nur darum, unsere Geschichten kennenzulernen. Wir mussten die Geschichte der Kultur des anderen lernen. Jun Jie fragte mich Dinge über deutsche Frauen, die ich ihm nicht beantworten konnte. Ich fragte ihn Dinge über seine chinesische Frau, die er nicht beantworten wollte. Ich biss ihm in den Finger. „Lao-Wei-Frauen sind Tigerinnen.“ Er lachte und verpasste mir einen Nasenstüber. „Das habe ich immer von Chinesinnen gedacht.“ Die kannte ich vor Shanghai nur aus Kill-Bill- und Kung-Fu-Filmen.

Es hatte begonnen mit dem ersten von Dutzenden Gan Beis an einem der vielen Bankette, zu denen ich als Assistentin des

Geschäftsführers von Montgomery Developments zwangsverpflichtet war – und mit seiner Unfähigkeit, seinen Blick von meiner Haut zu lösen. „Käsekuchen“, „Milchgesicht“ und „Gespenst“ waren noch die angenehmeren Bezeichnungen, die man mir in der Kindheit an den Kopf geworfen hatte. Ab der Pubertät empfahlen mir fürsorgliche Mitmenschen regelmäßig, doch mal das Solarium aufzusuchen, um gesünder zu wirken. Hier in China war ich exotisch. Einer der Orte auf der Welt, wo meine porzellanblasse Haut nicht Makel, sondern Statussymbol war. Früher waren Chinesinnen stolz auf ihr dichtes, glattes, schwarzes Haar, die Mandelaugen, Mondgesichter. Heute bleichten sie sich ihre Haut künstlich, wollten so aussehen wie die Frauen auf den Magazintiteln, tönnten und pudellockten sich die Haare, ließen sich Lider schneiden, hohe Nasenrücken schnitzen, die Beine brechen und strecken, um so auszusehen wie das, was sie von uns im Fernsehen sahen: aufgeblasene Plastikpuppen, die die geschwollenen Lippen kaum noch auseinanderbrachten und unverständlich was – ja was eigentlich – der Welt mitteilten. Jun Jie verachtete diese Frauen. „Clownsfratzen.“ Als Ingenieur fand er Konstruktion nur an Gebäuden zulässig.

Nach dem achten Gan Bei wandte ich mich von den anderen Exileuropäern, die für Montgomery in höheren Positionen arbeiteten, hier Expats genannt, ab. Ich hatte keine Lust auf einen Firmenfick. Schließlich war ich nicht nach Shanghai gekommen, um Hamburger bei McDonald's oder deutsche Wurst zu essen. Außerdem waren chinesische Männer schön. Jun Jie war einen Meter neunzig, hatte hohe Wangenknochen über dem gemeißelten Kinn und, soweit meine heimlichen Seitenblicke beurteilen konnten, unter dem Anzug die Figur eines olympischen Schwimmers. Er war genau die Art von Chinese, die in den Filmen im Westen nicht gezeigt wurde.

Gan Bei! Gan Bei! Trockne den Becher, leere den Kelch. Damit hatte ich noch nie ein Problem. Alkoholismus war hier karriereförderlich. Dinge, die zu Hause in Hamburg Poppenbüttel peinlich gewesen wären, machten mich hier zum Star. In glitzernden Tops und engen Kleidern singen und auf den Tischen tanzen in Karaoke-Bars, den Abend fröhlich in die Morgenstunden tropfen lassen und lachen, bis mir die Wimperntusche das Gesicht hinunterlief.

Hier in Shanghai, unter dem Schutz Lao Weis zu sein, eine Fremde, durfte ich alles, solange ich die Chinesen ihr *Mianzi*, ihr Gesicht wahren ließ – oder half, ihr Ansehen zu vergrößern. So wie letztes, als ich den Beamten, der für die Baugenehmigungen in Pudong zuständig war, zum Wetttrinken aufforderte und gewinnen ließ. Die Genehmigung für das neue Hochhausprojekt kam die Woche darauf. „Unglaublich“, lobte mich Edward Montgomery. Seitdem musste ich bei jedem Bankett, Abendessen und Cocktail zur Stelle sein und helfen, Guanxi aufzubauen. Denn gute Beziehungen brauchte man, um teilzuhaben an dem Boom in einem Land, in dem Millionenstädte innerhalb weniger Jahre geplant, gebaut und bezogen wurden, einer Stadt, in der Wolkenkratzer hochschossen wie Bambus. In der Pudong, der moderne Teil Shanghais, vor zehn Jahren nichts als Ackerland, sich auf eine Fläche, groß wie Manhattan, erstreckte, während wir in Deutschland stolz waren auf Berlins Potsdamer Platz. →

„WAS DAHEIM
PEINLICH
WAR, MACHTE
MICH HIER
ZUM STAR“

Ruben Toledos Foto-
übermalung mit einer
eleganten Frau, in der
sich ein Ungeheuer
verbirgt, inspirierte die
Texte der Autorinnen.



Wir Expats probierten die unterschiedlichsten Versionen von uns selbst, die wir zu Hause nie ans Tageslicht gelassen hätten, ruhig in dem Wissen, dass wir nach ein paar Jahren wieder zurückgehen würden. Wir hatten einander, Alkohol und Sex, und da es nicht unser echtes Leben war, hatte es auch keine echten Konsequenzen. Ich fühlte mich in Shanghai wie auf dem Mond, völlig losgelöst von meinem alten Selbst, manchmal auch wie ein Fisch,

„IN SHANGHAI FÜHLTE ICH MICH WIE AUF DEM MOND“

der zu hoch und weit gesprungen war und nun auf dem Land zappelte. Nach dem zwölften Gan Bei drängte ich Jun Jie meine Adresse auf und wies ihn an, nach dem Bankett zu mir zu kommen. Er steckte den Zettel schweigend ein und sprach den Rest des Abends nicht mit mir. Meine unchinesische Nichtzurückhaltung hatte ihn überrumpelt, aber das war es nicht allein: Es war professioneller und auch sonst besser, getrennt zu mir zu fahren. Die Expat-Männer vögelten Chinesinnen wie verrückt, gingen in die „Happy Ending“-Massagesalons, wo sie sich im Minutentakt in den Nebenkabine die Verspannungen aus ihren Gliedern massieren ließen, bevor sie sich eine Ehefrau von zu Hause importierten und trotzdem die Freundinnen beibehielten und immer noch die Massage-Bordelle besuchten. Umgekehrt wurde das nicht so gern gesehen. Der Westen zog es vor, den Osten zu penetrieren, und schwelgte dabei in einem trügerischen Gefühl von Überlegenheit, während er moralisch bankrott war und China die Schuldscheine hortete.

„Lass uns essen gehen.“ Jun Jie knöpfte das Hemd über seiner haarlosen Brust und dem Gestapelte-Backsteine-Bauch zu. Ein leichter Regen begann zu fallen, und auf der Straße entfalteten sich überall Regenschirme wie schwarze Blumen zwischen den alten Häusern, Boutiquen und Straßenhändlern, die kandierte Tintenfisch, Libido anregende Kräuter und Paschminas feilboten. Irgendjemand hatte ein Huhn zum Trocknen auf eine Leine zwischen Ampel und Fensterbrett aufgehängt, und der pflaumenfarbene Abendhimmel kleckste in die engen Gassen, bis auch wir bloß Schatten wurden in der allgemeinen Betriebsamkeit des Jing'an Distrikts.

„Watchbag? Watchbag?“ priesen Händler, die einen, folgte man ihrem Lockruf nach Imitationstaschen und Uhren, durch verwinkelte, düstere Gassen, über wackelige Stiegen, durch chinesische, nach Kohl riechende Wohnzimmer mit Opa, Oma und Enkel führen würden, bis man in einem Raum mit Tausenden von falschen Rolex und Hunderten von bis ins letzte Detail nachgeahmten Louis-Vuitton-Taschen ankäme. „Friendprice! Friendprice!“, krächte der Mann im Polo-Pullover nachdrücklich, als ich seinem glitzernden Blick nicht schnell genug auswich. „Bu yao!“ Jun Jie schob sich zwischen uns. Bu yao, ich will nicht, hatte er auch gesagt, als ich ihm zum ersten Mal den Gürtel öffnete. Danach hatte er es nie wieder gesagt.

Der dicke Amerikaner im Jade-Garden am Tisch neben uns verschaffte sich Bewegung. An die sechzig Mal hob er den rechten Arm, hoch und runter, hoch und runter, und warf sich Nüsse zwischen die mahlenden Kiefer. Wie ein fetter Affe, im schmalen Schlupfloch der Evolution feststeckend, der sich selbst zu Tode frisst. Jun Jie konnte sich ein Grinsen nicht verkneifen. „Schönländer. Pah!“ Er machte eine wegwerfende Handbewegung. Das chinesische Zeichen für Deutsche bedeutete unter anderem

jemand, mit dem man etwas vergraben konnte, in meinem Fall das Geheimnis einer Affäre. Eine sehr junge, zierliche Chinesin mit auffällig falschen Wimpern setzte sich neben den Amerikaner, der ihr mit seinen fleischigen Fingern das Gesicht tätschelte. „So eine“, so Jun Jie, „würde sich wahrscheinlich selbst mit einem Japaner einlassen.“ Er verzog angewidert das Gesicht. Mit seinen Ende dreißig hatten seine Großeltern Nanjing noch miterlebt. „Chinesen, Japaner, Spanier, Amerikaner. Männer sind doch alle gleich.“ Ich hatte keine Lust auf eine Grundsatzdiskussion und bestellte Baijiu. Am Boden einer Flasche Schnaps gab es keine Ideologien.

Wir fütterten uns mit Froschei-Parfait, Shanghai-Noodles, Kohl in Reiswein und Seegurke. Geschmack war anerzogen, Hummer ist schließlich auch nur eine Kakerlake des Meeres. Als wir uns verabschiedeten, ertappte ich mich dabei, mir vorzustellen, wie seine Frau aussehen mochte. Wahrscheinlich war sie eine dieser verhuschten zerbrechlichen asiatischen Schönheiten, die den Blick abwandte, wenn man sie zu lange anschaute, eine gute, präventionsunterwürfige Gattin. Während der Kulturrevolution musste die romantische Liebe, wenn in Frage gestellt, immer der Liebe für den Staat weichen und dem Allgemeingut geopfert werden. Im modernen China entdeckte man nun plötzlich „die wahre Liebe“, und man suchte sie überall, nur nicht zu Hause.

Auf dem Weg zu Three on the Bund befriedigte ich mich an meinem Spiegelbild in den Fenstern der Edelkaufhäuser und Geschäfte auf Nanjing Lu. Suzy Wong war nichts gegen mich. Der Qi Pao, den ich für die Cocktailparty im Wampoa Club ausgesucht hatte, war eisblau und das muschelrosa Innenfutter blitzte mit jedem Schritt aus den Schlitzen hervor. Das maßgeschneiderte Stück war teuer gewesen. Zu Hause hätte es bei meinem mickrigen Monatseinkommen nie für solche extravaganten Einkäufe gereicht. Hier in Shanghai stellte die Firma mir eine Drei-Zimmer-Wohnung in einem glitzernden Glaspalast mit Concierge mitten in Xintiandi, wo es eine französische Bäckerei gab und amerikanische Haarsalons. Für einen Euro bekam ich neun Yuan. Davon abgesehen galt als unhöflich, sich schlechter zu kleiden, als man es sich leisten konnte. Die Seide schmiegte sich um meinen Körper wie der Liebhaber, den ich mir heute Nacht nehmen wollte. Beschwingt von meinen Gedanken lächelte ich in die Masse aus Tausenden von Körpern, die mir in den Trendfarben des Sommers entgegenströmten.

„Reich zu sein ist prachtvoll“, deklarierte Deng Xiao Ping Anfang der Neunziger, und so wick das graublau Meer der Mao-Anzüge vor nicht einmal zwei Jahrzehnten dem Streben nach Haben und Haben-Wollen. Leuchtende westliche Bilder auf überdimensionalen Bildschirmen fingen an, in der Abenddämmerung und den Augen der Passanten zu blinken. Konsum war die neue Staatsreligion, die großen Unternehmen gaben sich als Missionare. „Drink Coca Cola.“ Rot kam in vielen Schattierungen, bedeutete alles und manchmal nichts, wie die Ampel für den Gegenverkehr auf der Kreuzung zum Bund. Ein Taxi fuhr haarscharf an mir vorbei. Ich hatte es mir inzwischen abgewöhnt,

„MIT IHM KAM EINE STARK GESCHMINKTE CHINESIN MIT BARBIE-NASE“

nach den Autos zu treten, es handelte mir nur Kopfschütteln der Umstehenden ein und abgebrochene Absätze.

Dann sah ich ihn. Auf der gegenüberliegenden Straßenseite überquerte er die Kreuzung. Neben Jun Jie lief eine stark geschminkte chinesische Frau im Business-Anzug mit fremdkörperartiger Barbie-Nase im Gesicht. Gerade, als ich „Hallo“ sagen wollte, fingen sie lauthals zu streiten an. Er spuckte auf die Straße. Ich wandte mich ab, drehte mich ein paar Schritte weiter um. Ob er mich gesehen hatte? Sein Blick über die Schulter traf meinen und bohrte sich zum letzten Mal in meinen Körper.

ZÄHFLÜSSIGER VERKEHR

Auf den Straßen Kaliforniens

Die Ausdrücke der Google-Wegbeschreibung lagen auf dem Beifahrersitz, Jana wohnte zu kurz in LA, um Mr. Chow zu kennen. Sie hätte ihren Ford Probe unbemerkt um die Ecke des Restaurants parken können, doch sie ahnte nicht, dass ihr arbeitsloser Nachbar für sie das amerikanische Pendant eines Manta aus dem Wochenblatt herausgepickt hatte. Dass das abgestumpfte Rotmetallic in der Annonce als Lippenstiftfarbe bezeichnet wurde, klang so alarmierend, wie die Vorbesitzerin bei der Fahrzeugübergabe ausgesehen hatte. In die Walmart-Version eines Juicy-Couture-Jogginganzugs gezwängt, mit Fingernagelschaufeln aus Plastik, die sie wahrscheinlich abends vor der Glotze nach dem Eiscremefressen selber aufklebte und dann mit Glitzersteinchen verzierte. Genau wie den Schaltknopf des Wagens, in dem es nach Erdbeershake, Chicken McNuggets und einem Piña-

Colada-Duftbäumchen roch. Bevor Jana in den Canon Drive einbog, warf sie das Bäumchen auf die geleckte Beverly-Hills-Straße, versprühte Kiehl's und fragte sich, ob No 5 respektvoller gewesen wäre für eine Einladung von Chanel.

Immerhin trug sie eine Logo-Tasche mit dem typischen Quilt, um Sympathie für ihre Gastgeber auszudrücken, auch wenn es sich nur um ein Fake handelte. Ihre Cousine hatte sie mal mit auf den Landsitz von Freunden genommen, wo man nach dem Tee Bestellungen für gefälschte Designeraccessoires aufgab, die jemand in Italien besorgte. Jana war froh, damals nicht zur Birkin-Bag gegriffen zu haben, sonst hätte sie jetzt ohne Chanel zu Chanel gehen müssen. Das einzige Problem war, dass die Tasche nach Monaten auf dem Balkon immer noch streng roch – ein Gestank, der nur kurzfristig mit Parfüm zu übertünchen, aber nicht wirklich herauszubekommen war, da die Fälscher das Leder mit Pferdepisse gerbten. Ein Scheißjob war das, bei dem man immer über Luxus schrieb, aber sich nie welchen leisten konnte.

Ihr fiel nicht auf, wie heftig ihr Unterschichts-Ferrari aus der Masse der schweren Limousinen herausstach, die sich vor dem Valet-Parking stauten. Sie war barfuß gefahren und jetzt zu sehr damit beschäftigt, ihre Riemchenpumps während des Lenkens zu schließen. Ein Event-Koordinator stoppte Karl Lagerfelds Geländewagen, um zu verhindern, dass

„DIE FALSCHER CHANEL-BAG ROCH NOCH NACH MONATEN STRENG“

Fortsetzung auf Seite 159

ANZEIGE-

NEU in Deutschland:
OENOBIOL® –
die Nummer 1 aus Frankreich!**



Der innovative Weg
zu gesunder Bräune.

OENOBIOL® – für Ihre Attraktivität.

Die gepflegte Bräune ist ein bedeutender Teil Ihrer Attraktivität. OENOBIOL SONNE hilft Ihnen, dies gesundheitsbewusst zu erreichen: Das hochqualitative Produkt aktiviert den Bräunungsvorgang und verbessert gleichzeitig die Sonnenverträglichkeit. Für intensive Bräune in kürzerer Zeit.

Die Wirkung ist wissenschaftlich bewiesen.

Das Produkt OENOBIOL SONNE enthält rein pflanzliche Carotinoide wie Lycopin und Lutein – sie schützen die Haut und stimulieren zudem die Bildung von Melanin, das Pigment für den natürlichen Bräunungsprozess.

Es ist wissenschaftlich bewiesen, dass die Einnahme von OENOBIOL SONNE die Sonnenverträglichkeit um 12% und den Bräunungsvorgang (Melaninbildung) um 20% steigert.**

OENOBIOL® – Marktführer in Frankreich.

OENOBIOL® ist auf den Bereich der Nahrungsergänzungsmittel spezialisiert und legt ganz besonderen Wert auf Qualität, Wirksamkeit und Sicherheit seiner Produkte.

Neben OENOBIOL SONNE bieten wir Ihnen den innovativen Fat-Burner TOPSLIM®, einen effektiven HAAR-VOLUMENSPENDER und die ANTI-FALTEN Q10 Kapseln an. Alle Produkte sind in ihrer Wirksamkeit durch klinische Studien bewiesen.

Jetzt NEU: OENOBIOL SONNE – verbesserte Formulierung! Das erste Sonnen-Produkt ohne Beta-Carotin!



DR. MARIE BÉJOT – DIE ERFINDERIN VON OENOBIOL SONNE.

Carotinoide sind maßgeblich am natürlichen Bräunungsprozess der Haut beteiligt.

Daher habe ich bereits im Jahr 1989 OENOBIOL SONNE entwickelt und jetzt nach neuestem Stand der Forschung in Zusammenarbeit mit Dermatologen verbessert: Das Produkt sichert die Versorgung mit natürlichen (pflanzlichen) Carotinoiden und enthält dabei statt Beta-Carotin die wesentlich effizienteren Carotinoide Lutein und mehr Lycopin. Für optimalen Hautschutz und eine gesündere Bräune.

Gewinnspiel



GEWINNEN SIE MIT OENOBIOL® EINEN VON FÜNF WELLNESS-TRIPS NACH PARIS!

Einfach unter www.oenobiol.de mitmachen oder Teilnahmekarte aus der Apotheke ausfüllen. Bitte beachten Sie die Teilnahmebedingungen unter www.oenobiol.de bzw. auf der Teilnahmekarte.



Mit OENOBIOL® bringen Sie Ihre Schönheit und Gesundheit in harmonischen Einklang. OENOBIOL® Produkte sind Nahrungsergänzungsmittel für eine natürliche Schönheit von innen heraus.

Nur in der Apotheke

NEU!



Höchste Kundenzufriedenheit 98%

Höchste Kundenzufriedenheit – beliebte Treueaktion. Eine Kundenzufriedenheit von 98%***, über zehn Millionen verkaufte Packungen OENOBIOL SONNE und eine Million regelmäßige Anwenderinnen sprechen für Wirkung und Qualität des Produkts. Die Treue unserer Kunden ist unser schönster Lohn und Ihre beste Garantie. Überzeugen Sie sich selbst! Ihr persönliches OENOBIOL® Treueangebot: **5 gekaufte Produkte = 1 Gratisprodukt****** Kleben Sie bitte 5 Treuepunkte, die Sie von den OENOBIOL® Verpackungen ausschneiden, auf den Sammelpass der Broschüre und schicken diesen ausgefüllt an: **SSL Healthcare Deutschland GmbH & Co. KG** Edisonstraße 5, 63477 Maintal

*IMS Frankreich: MAT 09/2008, **OENOBIOL Sonnenschutzstudie 2008, an 50 Personen getestet, Hauttypen (Phototypen) II und III, ***OENOBIOL® Zufriedenheitspanel 2008, ****Begrenzt auf 3 Gratisprodukte pro Jahr

produzieren, aber es gibt immer Raum für Verbesserung.

Cornelia Funke: Wenn Leute hören, dass ich mit einem Filmproduzenten an meinem nächsten Buch arbeite, sehe ich schnell die Reaktion: „Oje, nun schneidet sie ihre Bücher auf Filme zu.“ Dem ist natürlich nicht so. Ich versuche meine Geschichten und Dialoge zu entschlacken und mehr auf den Punkt zu bringen. Meine Phantasie ist ein verspieltes, wildes Ding, und es ist gut, ab und an daran erinnert zu werden, nicht mit der Nebenrolle davonzutanzten, sondern mich auf zwei Helden zu konzentrieren.

Lionel Wigram: Ich bekomme sehr positive Reaktionen auf unsere Zusammenarbeit. Deine Art zu schreiben ist sehr filmisch, und ich mag es, unsere Szenen wie meinen eigenen Film vor mir zu sehen.

Cornelia Funke: Deshalb sehe ich in meiner Arbeit als Autorin für Buch und Film nicht den Widerspruch, den Journalisten oder Kritiker gern konstruieren. Ich glaube, dass wir dem Buch einen schlechten Dienst erweisen, wenn wir es als Gegner und nicht als Verwandten des Films darstellen. Gerade in Deutschland wird es oft als geradezu unmoralisch dargestellt, wenn man Filme ebenso liebt wie Bücher und sie für ebenso wichtig und wertvoll hält.

Lionel Wigram: Zu behaupten, dass seine Kunst kompromittiert, wer für ein Publikum arbeitet, ist absurd. Kunst sollte nicht speziell, rar und nur für eine kleine Elite verständlich sein.

Cornelia Funke: Ich finde, Kunst versagt, wenn sie nur eine kleine Elite anspricht. Das macht sie stumm. Kunst sollte in der Lage sein, zu fast jedem zu sprechen, wie große Malerei, Musik oder eben eine gute Geschichte es vermögen. Und kaum ein Medium kann so viele Menschen erreichen wie der Film. Was meinst du, wie sich das Filmgeschäft entwickeln wird?

Lionel Wigram: Ich glaube, dass es im Kino weniger und nur größere Event-Filme geben wird und die kleineren Produktionen vielleicht ins Fernsehen oder Internet abgedrängt werden.

Cornelia Funke: Ich bin eher unbesorgt. Das elektronische Buch ist auf dem Vormarsch, aber das ändert nichts daran, dass Menschen weiter Geschichten lesen wollen.

Lionel Wigram: Glaubst du, es bestehen Unterschiede zwischen Film- und Buchdialogen?

Cornelia Funke: Ja, in einigen Fällen muss der geschriebene Dialog anders als der gesprochene sein. Das merke ich bei meinen Hörbüchern. Filmdialoge sind meist zeitgenössisch und knapp, während Prosadialoge vom Wort leben und manchmal durchaus ungewöhnlich und anders klingen dürfen als Alltagssprache. Beim Lesen schmeckt das Wort anders, als wenn man es hört. Außerdem hat ein Buch Zeit. Selbst ein langer Film muss in drei Stunden erzählen, wofür ein Buch sich, läse man es laut, 15 oder 16 nimmt.

Lionel Wigram: Der Dialog im Buch wird zudem durch Prosa ergänzt, die erklären kann, was in den Köpfen der Figuren vorgeht. Im Film müssen das Mimik und Gestik der Schauspieler leisten.

Cornelia Funke: Du siehst jeden Dialogsatz daraufhin an, ob man ihn wirklich braucht. Davon habe ich viel gelernt.

Lionel Wigram: Ich kann mir kein Projekt vorstellen, bei dem ich nicht von deinen Ideen profitiere. Du bist sehr großzügig damit.

Cornelia Funke: Der einzige Nachteil unserer Zusammenarbeit besteht darin, dass du Engländer bist und ich Deutsche. Obwohl wir keine Probleme in der Verständigung haben, brauche ich immer noch Übersetzungen. Ich habe zwar versucht in Eng-

lisch zu schreiben, bin aber reumütig zu meiner Muttersprache zurückgekehrt.

Lionel Wigram: Ich bin der Meinung, dass du hervorragend in Englisch schreibst. Doch im Deutschen bist du eine Virtuosa. Eine Gitarre klingt zwar auch mit drei Saiten, aber mit sechs hört sie sich einfach besser an.

Cornelia Funke: Du hast mal gesagt, dass es Blödsinn sei, in Englisch zu schreiben, weil ich die Übersetzung keinem anderen überlassen und damit meine Arbeit nur verdoppeln würde.

Lionel Wigram: Jetzt wird es aber wirklich Zeit, dass wir auch mal etwas Schlechtes übereinander sagen, oder?

Cornelia Funke: Wir können ja über deine verdrießlichen Tage sprechen.

Lionel Wigram: An diesen Tagen bin ich oft am kreativsten. Glücklicherweise hast du immer gute Laune.

Cornelia Funke: Gute Zusammenarbeit braucht auch den Gegensatz. Du kommst aus der britischen Oberklasse, erzogen in Eton und Oxford, ich aus einer typischen Mittelklassefamilie im Ruhrgebiet. Aber unsere Wertvorstellungen sind dieselben. Unsere Familie und Freunde sind ungemein wichtig für uns, wir glauben an soziale Verantwortung, an Toleranz und Mitgefühl...

Lionel Wigram: ... und doch sind wir, wie du sagst, sehr verschieden. Du bist viel freier als ich, eine Künstlerin, ich bin eher sachlich und pragmatisch. Auf jeden Fall habe ich von dir gelernt, meinem kreativen Prozess mehr zu vertrauen und nicht mehr zu versuchen, ihn zu kontrollieren.

Das Gespräch moderierte Antonia Steffens.

SOLO FÜR CHOR

Fortsetzung von Seite 65

die Paparazzi ihn neben dem Ford aussteigend fotografierten. Über den Knopf im Ohr vom Koordinator gehetzt, riss das Einparkpersonal Janas Wagentür auf: Halb half man ihr, halb zerrte man sie heraus, so dass sie gerade noch ihre Handtasche zu fassen bekam und dann mit offenem Schuh über den kurzen roten Teppich in Richtung Restaurant torkelte. An der Cocktailbar schienen nur Menschen zu stehen, die sich nie mit einer weißen Jeans auf ein Stück Schokokonfekt setzen würden, das sich versehentlich auf dem Autositz befand – wie es ihr neulich vor einer Verabredung passiert war.

Sie wäre gern so wie die anderen, lässig herumstehenden Gäste, die genau zu wissen schienen, wohin mit sich und ihren Armen, statt sich linkisch an den Wänden entlangzudrücken, bis man sich endlich zum Essen setzen durfte. Ihre Verdrücktheit machte es ihr in der Fremde nicht leicht, so konnte sie den Besuch aus der Heimat eine Woche später gut gebrauchen, auch wenn es nur Fabian, der abgelegte Freund ihrer Schwester war, dem Jana noch einen Gefallen schuldete. Sie wollte mit ihm die kalifornische Küste bis nach San Francisco hoch erkunden.

In Santa Barbara bekam sie einen Strafzettel, da ihre Reifen nicht parallel zur Straße zeigten, in San Luis Obispo dafür, dass sie eine Handbreit zu weit vom Bordstein standen. Für den Berg zum Hearst Castle war der Motor zu schwach und auch die Henry-Miller-Bibliothek in Big Sur erreichten sie erst, als schon das „Geschlossen“-Schild an der Tür hing. Inzwischen hatten sie sich daran gewöhnt, dass das Auto drei Anläufe brauchte, um zu starten, und die Klimaanlage nur bergab funktionierte. Fabian guckte auf sein Blackberry und nicht mehr auf die grüne Land- →

schaft, durch die sich die schmale Straße schlängelte. „Wenn wir am Wochenende wieder in LA sind, gehen wir ins Chateau Mar-mont, gell?“, fragte er.

Am Abend fanden sie ein Hotel mit gediegenem Martha-Stewart-Interieur – nicht chic, aber erträglich. Er schlug vor, im Sonnenuntergang am Strand spazierenzugehen, mit einer Flasche Weißwein und zwei Plastikgläsern bewaffnet. Schwarze Sandflöhe bissen sie in die Füße, bevor sie dazu kamen, sich hinzusetzen, sich zuzuprosten und in den Sonnenuntergang hineinzuknutschen. „Wie wäre es mit einem Abendessen in einer urigen Wein-stube“, schlug Fabian vor. Seit seine Ex ihm vorgeworfen hatte, voller schlechter Energie zu stecken, nahm er sich vor, das Glas immer halbvoll zu sehen. Eine Stunde lang kurvten sie durch ein-tönige MacMansion-Siedlungen, vergeblich auf der Suche nach einem authentischen Restaurant, bis sie dem Rat der Hotelrezeptionistin folgten: „Am besten isst man in der Mall, da gibt’s alles, mexikanisch, italienisch – und einen Asiaten, der ein bisschen teurer ist.“ Teurer klang vielversprechender als billig, und trotzdem waren am nächsten Morgen Fabians Augen und Mund geschwol-len vom Glutamat, mit dem der chinesische Koch das Reisgericht vom Vorabend angeblich nicht gewürzt hatte. „Ich verstehe das nicht, normalerweise kriege ich nur Kopfschmerzen.“ Er klang, als hätte er einen ganzen Pfirsich im Mund, und sabberte leicht beim Sprechen. Kurz vor Silicon Valley fuhr sie ihn in die Ambu-lanz. Es lohnte sich nicht mehr, San Francisco anzusteuern – zumal Fabian literweise Elektrolytwasser zur Entgiftung trank und andauernd auf die Toilette musste. Sie kamen in einem Motel am Highway unter, in dem sie befürchteten, auf noch mehr Flöhe als am Strand zu treffen. Jana hatte ursprünglich einen kleinen Urlaubsfick mit Fabian geplant, da sie seit ihrem Umzug in die Staaten keinen Sex mehr gehabt hatte, nicht mal mit den Jungs aus dem Internet. Während sie überlegte, wie sie die Sexpartner-suche künftig professioneller angehen konnte, massierte sie sich von seinen Schultern bis zum Po herunter und von dort aus zu den Lenden. „Fühlt sich gut an, echt, danke“, murmelte er und streifte ihre Hände ab, da er fühlte, dass sich sein Schwellkörper aufzu-blähen begann wie eine versehentlich aktivierte Rettungsweste. Völlig unrealistisch, jetzt etwas zu starten, ermahnte er sich selbst, dazu musste er schon wieder zu dringend. Toll, dachte er, jetzt darf ich mich verrenken und hinsetzen. Er beugte sich vor und drückte seinen Ständer nach unten, was ihn noch mehr erregte. Er beschloss den Problemschwanz kalt abzuduschen. „Shit“, stöhnte er, das war echt gemein, aber jetzt konnte er wenigstens wieder im Stehen pinkeln. Die Tür war dünn wie Klopapier, und sie hörte dahinter Sturzbäche in die Schüssel rauschen, begleitet von einem Seufzer nach dem anderen.

Fabian ging jetzt nicht mehr, nicht mal mit Licht aus. Sie war erleichtert, am nächsten Tag zurück nach LA fahren zu können, doch der Ford soff einfach in voller Highway-Geschwindigkeit ab. Aus Nettigkeit, dachte sie, rollte er noch die Ausfahrt „Gil-roy“ hinunter, um direkt vor der Werkstatt des Herrn Li zum Ste-hen zu kommen. Herr Li sagte, sie sollten ihn Tom nennen, und obwohl heute Freitag sei, würde er eine Ausnahme machen und extra hart arbeiten. Sie sollten in der Imbissbude gegenüber eine Cola trinken gehen. Eine Stunde später hatte er noch nicht ein-mal die Motorhaube geöffnet. „Dauert noch’en bisschen“, ließ er verlauten, „da drüben ist ein Outlet, geht doch ein bisschen shop-pen.“ Sie trotteten die breiten, langen Straßen entlang, die nicht

für Fußmärsche gedacht waren. An einer Kreuzung standen sich zwei Männer mit Schildern gegenüber. Auf einem hieß es: „Geht nicht zu Danco-Burger!“ Der eine tanzte zu mexikanischen Klän-gen aus einem kleinen Radio, das am Boden stand, der andere schaute finster und rührte sich nicht: „Schande über Danco-Bur-ger“, mahnte sein Plakat. „Die Jungs sehen aus wie Demonstrati-onsprofis. Schau mal, wie kräftig die Oberarme sind, die an den mageren Körpern stecken. Wahrscheinlich gibt’s in Amerika sogar Talentagenturen für Demonstranten.“

Im Outlet stopfte Fabian pfundweise Converselatschen und Poloshirts in schwarze Plastiktüten. „Ist doch alles Markenmüll, den die teuren Designerlabels extra für die Idioten produzieren, die hier einkaufen“, regte sich Jana auf und drängte ihn zurück zum Auto.

Herr Li vertröstete sie noch einmal auf Spätnachmittag, gegen fünf sei er fertig, er müsse einen neuen Keilriemen besorgen und einbauen. Da sie nicht mehr bei Danco-Burger einkehren woll-ten, marschierten sie zurück zur Mall in den McDonald’s, wo sie sich auf ein Karussell setzten, Pommes aßen und warteten, dass es halb fünf wurde. Kurz vor halb fünf aber war die Werkstatt längst geschlossen und Herr Li unter keiner der Nummern erreichbar, die auf seiner Visitenkarte standen.

Am Abend brachte ein Taxi sie auf die andere Seite des High-ways ins Hilton Hotel, in dem sie mit den Outlet-Tüten als einzi-gem Gepäck eincheckten. All ihre Sachen lagen im Ford, der in der Reparaturgarage verriegelt war. Auch am Samstag reagierte niemand auf die – inzwischen – Drohanrufe, die Jana auf den Anrufbeantwortern hinterließ. Von Stunde zu Stunde wurde ihr mulmiger, da sie bis Montagmorgen deutscher Zeit einen mehr-seitigen Trendreport über die Runwayshows abliefern musste; ihr Notebook aber hatte sie vor dem Spaziergang zum Outlet aus ihrer Handtasche genommen und im Kofferraum verstaut.

Jana und Fabian trugen jetzt die neuen Polo-Shirts in den Unfarben der Saison. Den Abend verbrachten sie in einem ita-lienischen Kettenrestaurant. Auf einem Tisch lag das Telefon-buch der Region, und sie klingelten sich durch die ganze Spalte Li. „Du bist viel zu lasch“, Jana war entnervt: „Den nächsten knöpfe ich mir vor, aber ein paar Gangarten härter. Tung Li, das ist unser Tom!“

„Hello, Tom Li?“, fragte sie barsch. „No Tom“, piepste eine Frauenstimme mit asiatischem Akzent. „Ich lass mich doch nicht verarschen“, Jana redete sich in Rage und drohte, die Polizei einzuschalten, so dass Li seine Lizenz verlieren und die ganze Fami-lie verarmen würde. Die Frau fing an zu weinen, was Fabian mit-hörte, da Jana statt aufzulegen auf den Lautsprecherknopf gedrückt hatte. „Du hast sie nicht mehr alle“, er schüttelte den Kopf, in seiner Stimme schwang Anerkennung. „Manche Leute funktionieren nur unter Druck.“ Draußen brach die zweite Nacht in Gilroy an, grelle Neonlichter priesen üble Schuppen an, einer davon war New Tung Li, ein Fastfood-Chinese, aus dessen Ein-gang zwei Gestalten ängstlich herauslugten.

„Keine Sorge, alles gut,“ rief Fabian den Restaurantbetreibern zu. „sie werden nur verhaftet, wenn sie Glutamat benutzen.“

Nach dem Frühstück am nächsten Morgen fuhren sie zur Poli-zei, die in einem stattlichen Gebäude am anderen Ende der Stadt residierte. „Allein die Taxifahrten kosten uns ein Vermögen“, stöhnte Jana. Eine Frauenstimme bat sie, den Sachverhalt in die Sprechanlage zu erzählen, erst dann könne man sie hineinlassen.

Minutenlang rekapitulierten die beiden ihre Story – ohne Reaktion. Sie klingelten wieder und riefen in ein geöffnetes Fenster, aber durch die Vorhänge drangen nur noch Geräusche eines lautgestellten Fernsehers.

„Ich will meine Sachen“, beschwerte sich Fabian unerwartet energisch, „und dann nehme ich mir einen Mietwagen, damit ich wenigstens den Flug von Los Angeles nach New York morgen Abend schaffe.“ Und vorher vielleicht einen Drink am Pool des Chateau Marmont nehmen, hoffte er, einmal Sienna Miller angrinsen.

Wieder fuhren sie zur Werkstatt. Obwohl er wusste, dass sie niemanden antreffen würden, schlug Fabian unentwegt gegen die Tür, bis seine Faust durchs Glas stieß. Er öffnete das Dreh Schloss, schnappte seine Tasche auf dem Rücksitz, fand ein Päckchen Zigaretten darin, zündete sich mit blutiger Hand eine an und wartete draußen auf einer Pritsche, bis Jana ihre im Auto verstreuten Computerkabel und Cremetuben eingesammelt hatte. „Das war saucool“, rief sie nach draußen. Vielleicht würde ja doch noch was gehen, dachte er, aber nicht einmal die Lucky's schmeckten mit dem Glutamatmaul. Er fluchte und drückte sie auf dem Boden aus. Ein Streifenwagen bog in die Straße, und er dachte: Wäre ja lustig, wenn die wegen uns kämen. So lustig wurde es dann aber nicht, denn die Cops stiegen aus und richteten die Pistolen auf ihn und Jana, die mit ihrer Reisetasche aus der Tür trat.

„Wir waren doch bei der Polizei, aber die haben uns die Hilfe verweigert“, protestierte Jana. „Mein Freund braucht dringend sein Asthmamittel, da sich ein Anfall anbahnt!“ Er nickte und trat fest auf den glühenden Zigarettenstummel. „Ich habe das Mittel gefunden“, strahlte Jana die beiden Bewaffneten an und zog eine unbeschriftete Miniflasche aus dem Kosmetikbeutel. Sie sprühte Fabian in den Hals, der nun glaubhaft keuchte. Den Plastikzerstäuber hatte sie bei Muji's gekauft und mit einer kleinen Portion Parfüm gefüllt, für Kurztrips. „Der Typ sieht echt fertig aus“, sagte der eine Cop. „Mmmh“, der andere inspizierte Fabian näher. „Zugeschwollene Fresse, Blut an den Flossen und riecht schwul. Ich bestelle den Notarzt.“ „Nicht nötig, es geht schon, jetzt wo ich meine Medizin habe“, flüsterte Fabian hinter vorgehaltener Hand, um seinen Patschuli-Atem zu verbergen.

Zehn Minuten später schmissen ihn zwei Sanitäter auf die Bahre und nahmen ihn mit ins Krankenhaus. Jana saß indes auf der Wache und nutzte die Zeit, um den Trendreport zu schreiben; sie war beim Comeback von Kornblumenblau und Tulpenärmeln, als man sie entließ. Der Ford stand repariert vor der Tür, mit Herrn Li hinterm Steuer.

Fabian sah noch schlimmer aus als an den Tagen zuvor, die Spritzen hatten ihm den Rest gegeben und dazu 3000 Dollar gekostet. „Dafür bekommen wir kein Strafverfahren. Du hast uns gerettet, und ich schulde dir einen Riesengefallen“, sagte Jana aufmunternd. „Bitte nicht noch einen. Wusstest du, dass Gilroy die Knoblauchmetropole Amerikas ist? Die Felder sind voll davon, deshalb stinkt's hier so.“ Fabian kurbelte die Fenster Scheibe hoch. Die Highwayfahrt verlief ohne Probleme bis auf den Schwung frischgeernteter Äpfel, die auf der Kühlerhaube des Fords landeten, als ein Laster vor ihnen zu fest auf die Bremse trat.

Fabian schaffte es nicht mehr ins Chateau Marmont und verabschiedete sich am Flughafen mit den Worten: „Tja, also dann...“

oder Mode- und Kunstausstellungen. Mehr noch: ein Symbol für eine Zeit, in der nicht nur die Mode immer rascherem Wandel unterworfen, sondern die Transformation an sich zur bestimmenden Konstanten der Gesellschaft geworden ist.

Warum ausgerechnet Seoul? Die südkoreanische Hauptstadt mit ihren rund 25 Millionen Einwohnern ist zurzeit das Gelobte Land für Designer, Künstler, Architekten und Kreative jeder Art. Im Vergleich zur Mode- und Lebensstilbegeisterung der Koreaner wirken selbst Übermorgen-Städte wie Tokio oder Schanghai wie Alte Welt. Deshalb sind Miuccia Prada und Rem Koolhaas hierher gekommen. Sie sind vertraute Weggefährten. Seit mehr als zehn Jahren verwirklicht der Pritzker-Preisträger die Raumträume der Modedesignerin – von den Epicenter-Flagship-Stores in New York und Los Angeles über das Gebäude der Fondazione Prada in Mailand, wo die mehr als tausend Werke umfassende Kunstsammlung Pradas eine zentrale Unterkunft gefunden hat, bis zum Design der Runway-Shows und der Lookbooks des Modehauses. Über ein Jahr lang grübelten Koolhaas und sein Team von OMA (Office for Metropolitan Architecture) über die Lösung der gestellten „Transformer“-Aufgabe, ehe sich die Idee, nicht den Innenraum wandelbar zu machen, sondern gleich das gesamte Gebäude zu verwandeln, als Geniestreich entpuppte – „form follows function“ in Reinkultur. Viel Kopfzerbrechen bereitete den Architekten die Suche nach einer geeigneten Oberfläche für das Objekt. Es sollte robust und zugleich amorph sein, lichtdurchlässig, aber nicht durchsichtig. Fündig wurde man schließlich bei einem Material, das normalerweise dazu verwendet wird, große Maschinen für Überseetransporte oder stillgelegte Flugzeuge wetterfest zu verpacken. Eine Art künstliche Haut, die um die Konstruktion gespannt wird und die Struktur der einzelnen geometrischen Elemente noch erkennen lässt. Um dem Gebäude ein anderes Erscheinungsbild zu geben, muss sie nicht entfernt werden. Die Verwandlung geht mit Hilfe von vier Autokränen vonstatten. In etwa 40 Minuten drehen und wenden diese den „Prada Transformer“ in eine neue Form und Funktion.

Zur Eröffnungsparty bildete das Sechseck den Boden und damit die Grundfläche für *Waist Down – Skirts by Miuccia Prada*, jene Ausstellung von Röcken aus Pradas Kollektion seit 1988 bis heute, die unter anderem bereits in Tokio und New York zu sehen gewesen war und hier durch Entwürfe von koreanischen Modestudenten ergänzt wurde.

Ende Mai fand dann die erste Verwandlung statt. Das Rechteck wurde zum Fußboden, das Sechseck zur Wand und Projektionsfläche für das nach der Ausstellung veranstaltete Filmfestival unter der Leitung des mexikanischen oscarnominierten (*Babel*) Regisseurs Alejandro González Iñárritu.

Auf das Filmfestival folgt die Vernissage von *Beyond Control* mit dem Kreuz als Ausstellungsfläche. Die Schau zeigt die interessantesten zeitgenössischen Werke aus der Sammlung der Fondazione Prada. Sämtliche Veranstaltungen können bei freiem Eintritt besucht werden.

Nach einem Abschlussevent mit einer Modenschau, bei der der Kreis die Basis bildet, wird der „Prada Transformer“ im Spätherbst des Jahres komplett abgebaut. Wie es sich für brave Außerirdische gehört, versprach Prada den Verantwortlichen der Stadt, dass rund um den Gyeonghui-Palast nichts an den Besuch des „Ufos“ erinnern wird. Ob es noch jemals irgendwo anders landen wird, steht – wo sonst? – in den Sternen.